

Franziska Krüger | Jan Frederik Bossek |
Christian Gräfe | Christina Lökk | Elif Yıldızlı

Familie in pandemischen Zeiten

Zur Deutung, Aushandlung und
Bewältigung der Corona-Krise
in der Familie

Franziska Krüger | Jan Frederik Bossek | Christian Gräfe |
Christina Lokk | Elif Yıldızlı
Familie in pandemischen Zeiten

Qualitative Familienforschung

Herausgegeben von
Dorett Funcke

Ziel der Reihe „Qualitative Familienforschung“ ist es, mit den Bänden einen Überblick über die Forschung zum Gegenstand Familie zu geben. Das Gemeinsame der Arbeiten, die in der Reihe publiziert werden, ist ihr qualitativer Forschungszugang. Unabhängig davon, ob in den Forschungen der Bände sozialwissenschaftlich-hermeneutisch oder dokumentarisch-methodisch vorgegangen wird, diese in der Grounded Theory oder der Konversationsanalyse verortet sind oder in ihnen narrations- oder diskursanalytisch argumentiert wird, in jeder dieser Forschungsarbeiten geht es darum, die Familie analysierend zu beschreiben. Die qualitativ-interpretative Forschungspraxis, die in den Forschungsarbeiten realisiert wird, verknüpft dabei immer Datenanalyse und Theoriebildung. Die Interpretationen sind immer verankert in Daten, die je nach Forschungsdesign sich unterscheiden. Der Datenkorpus kann u. a. Beobachtungsprotokolle, Transkripte von Einzelinterviews, von Paar- und Familieninterviews oder von Gruppendiskussionen umfassen, aber auch Partituren audiovideografischer Aufnahmen, Fotos, Tagebücher, Akten, Genogramme etc. enthalten. Vor dem Hintergrund unterschiedlicher methodischer Bezüge (Objektive Hermeneutik, Grounded Theory, Dokumentarische Methode, Ethnographie usw.) sind in den letzten Jahren in der qualitativen Familienforschung interessante Forschungsbeiträge erschienen, die sowohl der Theorie- als auch der Methodenentwicklung bemerkenswerte Impulse verliehen haben. Die Buchreihe will diese Forschungsentwicklung befördern und ihr ein angemessenes Forum zur Verfügung stellen.

In den Bänden der Reihe werden familienwissenschaftliche Fragestellungen behandelt, die z. B. Paar- und Familienbildungsprozesse in Krisenlagen wie Flucht, Migration, Krankheit, Sucht, Gewalt und/oder Tod betreffen; den Einfluss neuer Medizintechniken auf die Familie behandeln; die die Folgen der Digitalisierung adressieren; die unkonventionelle Familienformen wie Adoptiv-, Pflege-, Stief-, Patchwork- und Alleinerziehendfamilie untersuchen; die sich mit dem Thema Religion im Kontext von Erziehung, Bildung und Sozialisation beschäftigen und die sich mit den Folgen des gesellschaftlichen Wandels (Erwerbszentrierung, Meritokratie, Singularisierung etc.) auseinandersetzen. Die Forschungsarbeiten stammen aus unterschiedlichen Fachdisziplinen, womit interdisziplinären Zugängen zur Familie Rechnung getragen wird. In der Buchreihe können sowohl Monographien erscheinen als auch thematisch fokussierte Sammelbände.

Franziska Krüger | Jan Frederik Bossek |
Christian Gräfe | Christina Lökk | Elif Yıldızlı

Familie in pandemischen Zeiten

Zur Deutung, Aushandlung und Bewältigung
der Corona-Krise in der Familie

BELTZ JUVENTA

Die Autor:innen

Franziska Krüger, Dr. phil., Soziologin, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrgebiet Mikrosociologie an der FernUniversität in Hagen.

Jan Frederik Bossek, M.A., ist Erziehungswissenschaftler und wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln, Professur für Allgemeine Erziehungswissenschaft.

Christian Gräfe, Dr. phil, ist Soziologe und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Sozialwissenschaften der Universität Osnabrück sowie Lehrbeauftragter an der FernUniversität in Hagen.

Christina Lökk, M.A., ist Soziologin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Sozialwissenschaften der Universität Hildesheim.

Elif Yıldızlı, Dr. phil., Soziologin, ist promovierte Lehrbeauftragte an der Universität Münster am Institut für Soziologie und Gründerin sowie Sprecherin des internationalen, interdisziplinären Netzwerks Alevi Studies.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.



Dieses Buch ist erhältlich als:

ISBN 978-3-7799-7519-9 Print

ISBN 978-3-7799-7520-5 E-Book (PDF)

ISBN 978-3-7799-8493-1 E-Book (ePub)

1. Auflage 2024

© 2024 Beltz Juventa

in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel

Werderstraße 10, 69469 Weinheim

Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Ulrike Poppel

Satz: Helmut Rohde, Euskirchen

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza

Beltz Grafische Betriebe ist ein klimaneutrales Unternehmen (ID 15985-2104-100)

Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor:innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Inhalt

Einleitung

Familie und qualitative Familienforschung in pandemischen Zeiten –
eine Retrospektive

*Franziska Krüger, Jan Frederik Bossek, Christian Gräfe, Christina Lökk,
Elif Yıldızlı*

[7](#)

Teil 1:

Qualitative Familienforschung während der Corona-Pandemie

Corona und Familienleben

Qualitative Längsschnittforschung in der Covid-19-Pandemie

Vera Dafert, Ulrike Zartler

[38](#)

Teil 2:

(Neu-)Organisation des Familienalltags in Krisenzeiten

Familienbeziehungen im Ausnahmezustand?

Auswirkungen der Covid-19-Pandemie auf Familien
von Grundschulkindern

Jürgen Budde, Carolina Claus

[60](#)

Familiale Bearbeitungsweisen konfligierender Handlungsanforderungen
während der Covid-19-Pandemie

Eine konventionentheoretische Perspektivierung anhand eines
Fallbeispiels

Thomas Grunau

[84](#)

Von „Homeoffice-Papas“ und „Rollen zurück aus'n 60ern“

Familiäre Positionierungen während der Corona-Pandemie

Christina Lökk, Laura Maleyka

[107](#)

Doppelkarriere-Eltern-Paare im ersten Corona-Lockdown

Von der Diskrepanz zwischen egalitären Idealen und traditionellem
Alltagshandeln

Michelle Buller

[127](#)

Teil 3:

Prekäre Lebenslagen und vulnerable Gruppen

Familien in der Grundsicherung

Institutionelle Kontexte, Haushaltsstrategien und die Gegenwart der Corona-Pandemie

Christian Gräfe

[152](#)

Zur Ambivalenz intergenerationaler sorgender Beziehungen von Familien mit Angehörigen mit Behinderungserfahrung unter Bedingungen der Corona-Pandemie

Ursula Böing, Sabine Schäper

[177](#)

Nähe und Distanz als Aushandlungsprozess

Über den Umgang mit älteren Familienangehörigen während der Pandemie

Melanie Hühn

[202](#)

Teil 4:

Mikrostudien zu familialen Praktiken

Am runden Tisch

Familienmahlzeiten während des ersten Covid-19 Lockdowns im Frühjahr 2020

Lea Eileen Pöhls

[234](#)

Doing family while doing sports?

Ein rekonstruktiver Fallvergleich von Sport in der Familie unter den Bedingungen der Covid-19-Pandemie

Daniel Schiller

[255](#)

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

[279](#)

Einleitung

Familie und qualitative Familienforschung in pandemischen Zeiten – eine Retrospektive

Franziska Krüger, Jan Frederik Bossek, Christian Gräfe,
Christina Lokk, Elif Yıldızlı

Vor etwas mehr als vier Jahren kam das Sars-CoV-2-Virus¹ in Deutschland an. Seitdem gab es mehrere Infektionswellen und Lockdowns mit unterschiedlich strikten Sicherheitsmaßnahmen zur Eindämmung des Corona-Virus. Heute sind die Maßnahmen aufgehoben und mehr als zwei Drittel der Bevölkerung grundimmunisiert (vgl. BMG/RKI 2023). Der pandemische (Ausnahme-)Zustand ist vorüber. Doch wie hat sich die Pandemie auf Familien ausgewirkt? Insbesondere sie waren es, die vor multiplen Herausforderungen standen und dazu aufgefordert waren, flexibel und anpassungsfähig zu handeln. Nicht nur das Infektionsgeschehen unterlag einer Dynamik, auch Familien reagierten und agierten dynamisch. Die Pandemie begleitende Risiken, Unsicherheiten und Maßnahmen traten den Familien nicht einfach objektiv gegenüber, sie wurden ausgehandelt und verhandelt. Wie also haben Familien Distanzlernen, häusliche Versorgung von Kleinkindern, Homeoffice, Kontaktbeschränkungen und Einschnitte im sozialen sowie beruflichen Leben erlebt und bewältigt? Und welche nachhaltigen Veränderungen, falls überhaupt, ergaben sich durch die Pandemie für Familien?

Der vorliegende Band eint Beiträge, die im Horizont dieser Fragen wertvolle Ergebnisse liefern und Diskussionen zu Familien in pandemischen Zeiten anstoßen. Ausgangspunkt war eine im Jahr 2022 auf dem 41. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie an der Universität Bielefeld vom Herausgeber:innen-Team organisierte Ad-Hoc-Gruppe unter dem Titel „Familie(n) als polarisierte und in polarisierten Welten. Empirische und theoretische Perspektiven einer qualitativen Familienforschung auf die Corona-Pandemie“. Die im Band versammelten Beiträge wählen darauf aufbauend einen qualitativen Zugang, um zu Erkenntnissen darüber zu kommen, wie vielfältig und differenziert Familien mit den Herausforderungen der Corona-Pandemie umgegangen sind. Mit dem retrospektiven, postpandemischen Blick der Beiträge dieses Bandes gelingt es zudem, Entwicklungen im Rahmen des über dreijährigen Pandemiegeschehens zu fokussieren und dadurch nicht nur kurzfristige Änderungen zu beobachten, sondern auch Fragen nach möglichen langfristigen Transformationen nachzugehen

1 Im Folgenden als Corona(-Virus) bzw. als (Corona-)Pandemie bezeichnet.

und diese auf der Grundlage von Daten zu schärfen, die während der Pandemie erhoben wurden. Es lassen sich über diesen Zuschnitt Erkenntnisse zu der sozialisatorischen und innerfamilialen Interaktion, zu dem Generationen- und Geschlechterverhältnis, zu Milieu- und Schichtunterschieden in dem Erleben, Deuten und Bewältigen der Corona-Krise gewinnen. Auf diese Weise leistet der Band einen Beitrag zur qualitativen Familienforschung.

In dieser Einführung in den Band skizzieren wir im ersten Kapitel Möglichkeiten, Anforderungen und Grenzen einer qualitativen Familienforschung unter der Bedingung einer Pandemie. Danach betrachten wir den Verlauf der Corona-Pandemie und die damit einhergehenden politischen Maßnahmen in Deutschland, um den familialen Handlungsrahmen zu verdeutlichen (Kap. 2). Vor dem Hintergrund geben die folgenden Abschnitte einen Überblick über Kernthemen der sozialwissenschaftlichen Familienforschung. Das sind zum einen die Auswirkungen der Pandemie auf den Familienalltag (Kap. 3) sowie Untersuchungen zu Familien in prekären Lebenslagen (Kap. 4). Sodann werden im fünften Kapitel die erarbeiteten Erkenntnisse in einem Ausblick eingeordnet und Überlegungen über weitere mögliche Auswirkungen der Pandemie auf das Leben in Familien formuliert. Abschließend stellen wir die Struktur des Bandes und die einzelnen Beiträge vor (Kap. 6).

1. Qualitative Familienforschung während der Pandemie

Qualitative Familienforschung zeichnet sich durch eine breite Palette an disziplinären sowie methodischen Zugängen aus, die es ermöglichen, die soziale Einheit Familie von ihren strukturellen Veränderungen über ihre milieuspezifischen Orientierungsmuster bis hin zu ihrer subjektiven (Deutungs-)Praxis zu analysieren. Ausgehend von einem umfangreichen Bestand an richtungsweisenden quantitativ ausgerichteten Untersuchungen, die seit dem ersten Lockdown implementiert wurden, und deren Ergebnisse gesellschaftsumfassende Auswirkungen der Corona-Pandemie auf Familien aufdecken, möchten wir in diesem Sammelband einer *qualitativ-rekonstruktiven Perspektive* Raum schenken, die es erlaubt, in das Familienleben ‚hinein zu zoomen‘. Wir möchten uns die Frage stellen, wie Familien die gesamtgesellschaftlichen pandemiebedingten Veränderungen in ihren jeweiligen Alltagskontexten erleben, deuten, verhandeln und welche Dynamiken dort durch die Krise angestoßen wurden. Diese differenzierte Analyse und Diskussion ermöglicht es, die Auswirkungen des pandemischen Geschehens auf die Familie und die ihr innewohnende Komplexität zu erfassen, sowie der Vielfalt familiärer Konstellationen und Ressourcen Rechnung zu tragen. Durch mikroperspektivische Rekonstruktionen der familiären Be- und

Verarbeitung der Krise können substanzielle Ansatzpunkte identifiziert werden, von denen aus weitere post-pandemische Diskussionen über langfristige Effekte und Wandlungsprozesse in den Familien entwickelt werden können.

In diesem Zusammenhang erlangen *Mikrostudien* zu familialen Praktiken besondere Bedeutung. Diese bieten tiefergehende Einblicke in die alltäglichen Handlungen und Rituale von Familien während dieser außergewöhnlichen Zeit (vgl. Andresen et al. 2020). Im Unterschied zu quantitativen Untersuchungen, die meistens breite gesellschaftliche Trends erfassen, fokussieren Mikrostudien konkrete, oftmals übersehene Aspekte und Nuancen des Familienlebens. Sie haben das Potenzial zu verdeutlichen, dass die Familie als soziales System dazu in der Lage ist, flexibel auf Veränderungen zu reagieren und innovative Wege zu finden, um ihre Strukturen und Dynamiken aufrechtzuerhalten (vgl. ebd.). Im Kontext von Corona illustrieren Mikrostudien in besonderer Weise, wie kreativ Familien mit den ungewöhnlichen Herausforderungen umgegangen sind. Diese Erkenntnisse bieten nicht nur theoretische Einsichten, sondern haben auch praktische Implikationen. Familien, Forscher:innen und Unterstützungseinrichtungen können davon profitieren, indem sie gezielt auf die identifizierten Bedürfnisse und Herausforderungen eingehen.

Die Pandemie hinterließ ihre Spuren nicht nur in den Themen und Inhalten der wissenschaftlichen Forschung, sondern bewirkte auch einen signifikanten Wandlungs- und Reflexionsprozess in der *Praxis des Forschens* selbst. Dies traf insbesondere auf die qualitative empirische Sozialforschung zu, die soziale Handlungen und Interaktionen anhand von auf Kommunikation basierenden Daten analysiert, die klassischerweise in Face-to-face-Settings wie Interviews oder teilnehmender Beobachtung erhoben werden. Um ihre Arbeit fortsetzen zu können, hatten Forscher:innen keine andere Wahl, als sich mit alternativen Methoden der Datenerhebung (und -auswertung) auseinanderzusetzen, sie auszuprobieren und für den Kontext der Pandemie zu adaptieren. Wie auch in diesem Band zu erkennen ist, griffen sie dabei auch auf Methoden zurück, die entweder in jüngster Zeit an Beliebtheit verloren hatten (z. B. Telefoninterviews) oder im Kontext spezifischer Fragestellungen noch recht unerprobt waren (z. B. Online-Gruppendiskussionen).

Während einige Wissenschaftler:innen diesbezüglich in Zusammenhang mit der Qualität wissenschaftlichen Arbeitens Bedenken äußern und sogar von einer „Krise der qualitativen Sozialforschung“ (Reichertz 2021) sprechen, gibt es auch zahlreiche Stimmen, die dieser Entwicklung Positives abgewinnen können, nämlich einen Innovations- und Kreativitätsschub in der Entwicklung von Erhebungs- und Auswertungsmethoden. Inzwischen gibt es einen nicht geringen Bestand an Publikationen, die sich reflexiv mit der Forschungspraxis während der Corona-Pandemie auseinandersetzen (z. B. Gruber et al. 2021; Lobe/Morgan/Hoffman 2020; Müller-Seeger 2023; Pierburg 2022; Richardson/Godfrey/Walklate 2021; Self 2021). Besonders eindrücklich zu sehen ist diese Dynamik

in dem von Deborah Lupton (2021) zu Beginn der Pandemie ins Leben gerufenen Online-Dokument, das durch sogenanntes Crowdsourcing von zahlreichen Forschenden zusammengestellt wurde. In diesem Dokument kommt nicht nur eine Vielzahl von verschiedenen Ideen zusammen, mit welchen Methoden Feldforschung während der Pandemie möglich gemacht wird, sondern es zeigt sich auch, wie durch neue Methoden und Kommunikationswege neue Forschungsfelder erschlossen werden.

Nicht zu vergessen ist, dass der gesamte *Forschungsalltag während der Corona-Pandemie* in ein komplexes Gefüge vielfältiger Herausforderungen geriet. Priorisierungen im Bereich der Finanzierung verschoben sich, sodass Forschungsmittel vorrangig Projekten zur Bekämpfung der Pandemie zufließen (vgl. Müller-Seeger 2023, S. 2). Reise- und Kontaktbeschränkungen setzten nicht nur der Datenerhebung, sondern auch dem wissenschaftlichen Austausch (z. B. innerhalb von Forschungsteams oder auf Konferenzen) enge Grenzen. Gleichzeitig bestand disziplinübergreifend der Druck, Echtzeitdaten in allen gesellschaftlichen Bereichen zu generieren und diese so schnell wie möglich auszuwerten. Diese Herausforderungen überlagerten sich mit persönlichen Belastungen, da Forschende sich ebenso wie die Gesamtbevölkerung auf die neue alltägliche Realität einstellen mussten. Für viele war es nicht ohne weiteres möglich, ihre Forschungstätigkeit mit unverminderter Intensität fortzusetzen. Vermehrte Verpflichtungen im Zuge der Anpassung des Lehrbetriebs an digitale Lehrformate aus dem Homeoffice einschließlich Kinderbetreuung und Distanzlernen waren vor allem für Frauen mit Einbußen in ihrer Forschung verbunden, was u. a. in dem sogenannten Gender Publication Gap mündete (dazu Czerney/Eckert/Martin 2022; Ialuna et al. 2023; Lerchenmüller et al. 2021).

Die qualitative Familienforschung im Speziellen stand vor der Aufgabe, ein soziales Gefüge zu untersuchen, das im Verlauf der Pandemie einer immensen Mehrfachbelastung ausgesetzt war. Obwohl die Corona-Pandemie die Lebenswirklichkeit von Familien auf höchst unterschiedliche Weise beeinflusste, teilten doch alle die Erfahrung, unter einem enormen Reorganisations- und Flexibilitätsdruck zu stehen. Die Familie bildete mit anderen Worten den Ort der herausfordernden Vereinbarung von Erwerbsarbeit und vermehrten Care-Tätigkeiten, was sie aus einer wissenschaftlichen Perspektive aber auch zu einem besonders spannenden Untersuchungsfeld machte. Der Zeitpunkt der Pandemie bot und bietet hier eine herausragende Gelegenheit, die Konstitution der Familie in ihren Strukturen, Routinen und Praxen im Wandel zu untersuchen.

2. Blick zurück: Die Corona-Pandemie als familialer Handlungsrahmen – ein Überblick über pandemische Entwicklungen und politische Maßnahmen in Deutschland

Ende 2019 trat in China erstmals eine unbekannte Atemwegserkrankung auf, die sich binnen weniger Wochen zu einer weltweiten Pandemie ausgeweitet hatte. Ausgelöst wird die Lungenerkrankung durch das neuartige, zoonotisch auf den Menschen übertragene Corona-Virus Sars-CoV-2, das grippeähnliche Symptome hervorruft. Das Virus ist schnell mutiert und hat mehrere Varianten ausgebildet. Die WHO stuft die Ausbreitung des Corona-Virus am 11. März 2020 als Pandemie ein. Bis dato ist es in über 190 Ländern aufgetreten. Die Länder erließen unterschiedliche Maßnahmen zur Eindämmung und Bekämpfung des Virus und verfolgten dabei ganz verschiedene Strategien. Während Schweden beispielsweise weitestgehend auf Schutzmaßnahmen verzichtete, realisierte die Regierung Neuseelands eine Null-Covid-Strategie mit strikten Lockdowns und Einreisebestimmungen. In Zusammenhang mit dem Corona-Virus sind weltweit knapp sieben Millionen Menschen gestorben, wobei von einer höheren Dunkelziffer ausgegangen wird (vgl. Statista 2024). Im Mai 2023 erklärte die WHO schließlich den internationalen Gesundheitsnotstand für beendet. Welchen Verlauf nahm die Ausbreitung des neuartigen Corona-Virus in Deutschland und mit welchen Maßnahmen reagierte die Regierung darauf? In einem kurzen Überblick sollen die wichtigsten Entwicklungen und politischen Entscheidungen skizziert werden.²

In Deutschland wurde eine Infektion mit dem Sars-CoV-2-Erreger erstmals am 28. Januar 2020 registriert (Robert-Koch-Institut 2020). Das Robert-Koch-Institut schätzte zunächst die Gefahr des Corona-Virus für die Bevölkerung in Deutschland als gering ein. Das Bundesgesundheitsministerium und die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung haben daher Anfang Februar 2020 nur *allgemeine (hygienische) Empfehlungen zum Schutz* vor einer Infektion ausgesprochen. Doch die rasch steigenden Infektionszahlen veranlassten die Bundesregierung dazu, striktere Maßnahmen zu ergreifen. Sie hat Grenzkontrollen eingeführt, eine Empfehlung zur Absage von Großveranstaltungen mit mehr als 1000 Menschen lanciert und zusätzliche medizinische Ausrüstung und Medikamente besorgt (vgl. BMG 2020). Mit dem Inkrafttreten des „Gesetzes zum Schutz der Bevölkerung bei einer epidemischen Lage von nationaler Tragweite“ am 28. März 2020 (vgl. DIP 2020) wurde schließlich ein erster rechtlicher Rahmen geschaffen, mit dem der Bund vorübergehend mit zusätzlichen Kompetenzen ausgestattet

2 Eine chronologische Darstellung der pandemischen Entwicklungen und politischen Maßnahmen in Deutschland hat das Bundesministerium für Gesundheit auf dieser Seite zusammengestellt: <https://www.bundesgesundheitsministerium.de/coronavirus/chronik-coronavirus> (22.02.2024).

wurde, um länderübergreifend einheitliche Maßnahmen umsetzen zu können. Das Gesetz erlaubt, dass die Regierung ohne das Parlament Verordnungen erlassen darf. Dem ersten Gesetz folgten bis zum 22. April 2021 drei weitere.

Aufgrund des steigenden Infektionsgeschehens wurde am 22. März 2020 *der erste von zwei bundesweiten Lockdowns* eingeführt. Im Zuge dessen wurden Gastronomie und weitere Dienstleistungs- sowie Kulturbetriebe geschlossen, ein Mindestabstand von 1,5 Metern im öffentlichen Raum eingeführt und der Aufenthalt im öffentlichen Raum auf zwei Personen beschränkt. Außerdem wurde die Einführung von Homeoffice – soweit möglich – angeordnet. Für Familien bedeutete diese Phase, in der weitreichende Kontaktbeschränkungen galten, die Schließung von Kindertagesstätten, Schulen³ und weiteren Bildungseinrichtungen durch eine häusliche Versorgung und Distanzlernen zuhause aufzufangen, außer sie konnten die Notbetreuung in Anspruch nehmen. Dies traf – bezogen auf den ersten Lockdown – laut der Mannheimer Corona-Studie aber nur auf 0,9 Prozent aller Eltern von Kindern unter 16 Jahren zu (vgl. Möhring et al. 2020, S. 12).⁴ Da auch Spielplätze und öffentliche Freizeit- sowie Sporteinrichtungen geschlossen wurden, stand der familiäre Alltag vor zusätzlichen einschneidenden Veränderungen. Diese Einschränkungen wurden erst ab Mai 2020 schrittweise aufgehoben. Entsprechend der Inzidenz⁵ durften die Bundesländer erste Lockerungen umsetzen. Zugleich wurde die Maskenpflicht im ÖPNV und Einzelhandel eingeführt, um die Übertragung des Virus einzudämmen. Auch in Schulen und Kindertagesstätten (hier ausschließlich für Erwachsene) galt zeitweise eine *Maskenpflicht*, von der die Bundesländer entsprechend des Infektionsgeschehens in

3 Die Schulen waren bundesweit während des ersten Lockdowns vom 23. März bis zum 5. Mai 2020 insgesamt 44 Tage geschlossen (vgl. BiB 2021, S. 8). Grundschulen wurden als erstes wieder geöffnet, gefolgt von weiterführenden Schulen, die von Bundesland zu Bundesland unterschiedlich schnell in den Unterricht, teils als Wechselunterricht durchgeführt, zurückkehrten.

4 In einem Vergleich von 28 europäischen Ländern untersuchen Blum und Dobrotic (2021), wie strikt und weitreichend die Länder zwischen März und Juli 2020 politische Maßnahmen zur Eindämmung des Pandemiegeschehens erlassen haben, die die Kinderbetreuung betreffen. Sie argumentieren, dass zum einen die nationale Präventionsstrategie (gruppenspezifisch oder auf die Gesamtbevölkerung zielend) und zum anderen die mit der Kinderbetreuung verbundenen Interessen (wie Bildungserfolg oder Vereinbarkeit von Beruf und Familie) handlungsleitend für die Ausrichtung der Maßnahmen gewesen seien. So habe Deutschland eine Notbetreuung vorrangig für Eltern in systemrelevanten Berufen angeboten (wie u. a. auch in Luxemburg), während sich andere Länder für eine komplette Schließung von Kindergärten und Grundschulen entschieden (z. B. Italien) oder aber den Anspruch auf Notbetreuung auf berufstätige Eltern ohne alternative Betreuungsmöglichkeit ausgeweitet hätten (z. B. Kroatien). Auch das Tempo und der Umfang der erneuten Öffnung der Betreuungsinfrastruktur würden dementsprechend variieren.

5 Die Inzidenz beschreibt die „Anzahl der neu auftretenden Erkrankungen innerhalb einer Personengruppe von bestimmter Größe während eines bestimmten Zeitraums“ (vgl. Duden 2024).

den Jahren 2020 und 2021 Gebrauch machten. Mit der Einführung der Corona-Warn-App am 16. Juni 2020 wurde der Übergang von der Primärprävention zur Sekundärprävention geebnet: Statt alle Personen gleichermaßen zur Minimierung des Infektionsgeschehens durch angepasstes Verhalten aufzufordern,⁶ wurde nun gezielt durch Kontaktverfolgung Infektionsketten aufzubrechen versucht (siehe hierzu auch Nohl 2023).

Da im Herbst 2020 die Infektionszahlen erneut stiegen, wurden neue Maßnahmen erlassen. Mit dem Beschluss der Hotspot-Strategie vom 27. August und vom 29. September 2020 sollte regionalspezifisch auf die Entwicklung des Infektionsgeschehens reagiert werden können. Die Bundesländer durften selbst entscheiden, welche Maßnahmen sie erlassen. In vielen Regionen waren *erneute (Teil-)Lockdowns* die Folge. Im Rahmen der erlassenen Maßnahmen führten Schulen in Regionen mit einer Sieben-Tage-Inzidenz von über 200 Fällen pro 100.000 Einwohner ein *Hybridmodell aus Präsenz- und Distanzunterricht* ein. Das Wechselmodell, bei dem tage- oder wochenweise getauscht wird, hat es ermöglicht, dass Schüler:innen in Kleingruppen weiterhin in Präsenz am Unterricht teilnehmen konnten. Schließlich wurden Mitte Dezember 2020 die Infektionsschutzmaßnahmen verschärft. Es folgte ein zweiter bundesweiter Lockdown, der zum Neuen die Schließung von Geschäften und Dienstleistungsbetrieben, Kindertagesstätten und Schulen vorsah (vgl. BiB 2021, S. 7). In Regionen mit erhöhten Infektionszahlen galten zudem Mobilitätseinschränkungen. So fiel das Weihnachtsfest im Jahr 2020, traditionell ein Familienfest, in eine Phase erneuter Kontaktbeschränkungen.

Zeitgleich bestand ab dem 27. Dezember 2020 in allen Bundesländern die Möglichkeit zur *Impfung*, zunächst für Personen aus den Risikogruppen, zu denen ältere Personen ab 60 Jahren, vorerkrankte Personen und Berufstätige in Pflege- und Gesundheitsberufen gehören. Die Priorisierung entfiel am 7. Juni 2021. Bis zum 8. April 2023 ließen sich 77,9 Prozent der Bevölkerung impfen, davon sind 76,4 Prozent grundimmunisiert (vgl. BMG/RKI 2023).

Im März 2021 traten erste Lockerungen in Kraft. Schulen, oftmals zunächst im Wechselunterricht, wurden wieder geöffnet. Um die Fortführung des Präsenzunterrichts an Schulen zu gewährleisten, führten die meisten Bundesländer im April 2021 eine *Testpflicht in Schulen* ein.⁷ Wer dieser widersprach, durfte seitens der Schule vom Unterricht ausgeschlossen werden. Dass sich die Schüler:innen teilweise in den Schulen statt Zuhause testen mussten, sorgte bei einigen Eltern aufgrund der Sorge vor Ansteckung oder Bloßstellung bei einem positiven

6 Es sei in diesem Zusammenhang an die AHA-Regel (Abstand einhalten, Hygieneregeln beachten, Alltagsmaske tragen) als präventive erzieherische Maßnahme erinnert.

7 Grundlegend dafür war der Beschluss von Bund und Ländern im März 2021 zur Testung: wöchentlich wurde ein kostenloser Schnelltest pro Person im Testzentrum sowie Selbsttests, zum Teil kostenlos, zur Verfügung gestellt (vgl. Nohl 2023, S. 310). Auch in Betrieben wurde eine Testpflicht eingeführt.

Testergebnis für Unmut.⁸ Infizierte waren dann aufgefordert, sich in häusliche Isolierung zu begeben. Die Test- und Quarantäne-Verordnung galt großteils bis April 2022. Lag die regionale Inzidenz zudem über 165, mussten die Schulen geschlossen werden (vgl. BiB 2021, S. 7). Während des zweiten Lockdowns, in dessen Rahmen Schulen insgesamt 173 Tage geschlossen waren (vgl. ebd., S. 8), hatten Schüler:innen summa summarum vier oder fünf Monate keinen Präsenzunterricht (vgl. ebd.).

Mit dem vierten „Gesetz zum Schutz der Bevölkerung bei einer epidemischen Lage von nationaler Tragweite“ wurden im Zuge der dritten Corona-Welle am 24. April 2021 Regelungen zur Eindämmung des Virus erlassen, die eine Kontaktbeschränkung bei einer Sieben-Tage-Inzidenz von 100 beinhalteten. Bei hohen Inzidenzen wurde eine nächtliche Ausgangssperre verhängt. Ab August 2021 wurde zur Eindämmung des Corona-Virus bundesweit die *3-G-Regel* (genesen, geimpft, getestet) in allen öffentlich zugänglichen Innenräumen eingeführt, darunter fallen der ÖPNV, Dienstleistungsbetriebe wie Haarsalons, Freizeit- und Sporteinrichtungen, die Gastronomie und Krankenhäuser, Reha- und Behinderteneinrichtungen sowie Pflegeheime. Die Regel wurde schließlich im November mit Blick auf den nahenden Winter und den damit drohenden steigenden Infektionszahlen sowie der hinzukommenden Grippezeit auf den Arbeitsplatz ausgeweitet. Auch wurde die im Juli 2021 aufgehobene Homeoffice-Pflicht wieder in Kraft gesetzt. Mit dem Beschluss vom 7. September 2021 ordnete der Bundestag an, dass fortan nicht die Infektionszahlen, sondern die Zahl der Krankenhausaufnahmen Maßstab für Maßnahmen gegen die Pandemie sein soll. Über Dezember 2021 und Januar 2022 wurden die Maßnahmen verschärft, um die vierte Welle mit der sich schnell ausbreitenden Corona-Variante Omikron zu brechen. Ab April 2022 fielen schließlich die meisten staatlichen Corona-Auflagen weg. Die Maskenpflicht galt nur noch im ÖPNV, in Krankenhäusern und Pflegeheimen, bis auch diese im Februar 2023 vollständig aufgehoben wurde.

Im Verlauf der dreijährigen Corona-Pandemie haben sich Maßnahmen und Regeln häufig geändert. Familien waren damit konfrontiert, kurzfristig auf die neuen Bestimmungen und Anforderungen zu reagieren. Quarantäne- und Testanordnung, Maskenpflicht und Kontakteinschränkungen, zeitweilig geschlossene Freizeit-, Dienstleistungs- und Bildungseinrichtungen sowie veränderte Arbeitsbedingungen (von Homeoffice bis Anwesenheitspflicht in systemrelevanten Berufen) schufen Rahmenbedingungen, in denen der neue Alltag auszuhandeln und zu deuten war.

8 Hierüber berichteten Medien, z. B. die Westdeutsche Zeitung am 28.03.2021 (www.wz.de/nrw/rhein-kreis-neuss/neuss/corona-nrw-test-aerger-an-schulen-in-neuss-eltern-brief-an-laschet_aid-57043909), die WAZ am 01.08.2021 (www.waz.de/politik/landespolitik/droht-in-kitas-und-schulen-eltern-aerger-um-corona-tests-id236043013.html) oder auch ZEIT ONLINE am 14.04.2021 (www.zeit.de/gesellschaft/schule/2021-04/corona-testpflicht-schulen-selbsttest-umsetzung-massnahmen-schuloeffnungen/seite-2).

3. Die (Neu-)Organisation des Familienalltags in Krisenzeiten

Die im Zuge der pandemischen Entwicklung eingeführten Maßnahmen, allen voran die Lockdowns, verwiesen Familien auf ihren häuslichen Bereich und stellten neue Herausforderungen an das alltägliche Doing Family (vgl. Jurczyk/Meysen 2020). Der Alltag von Familien und die gemeinsame Praxis der Familienmitglieder ist durch eine Routinehaftigkeit gekennzeichnet, über die Gemeinsamkeit hergestellt wird: gemeinsames Aufstehen, Frühstück, die Fahrt zur Schule, das Mittagessen, das gemeinsame Spielen und andere zusammen ausgeübte Freizeitaktivitäten wie Sport, das Abendessen und Zu-Bett-Bringen/-Gehen. Aber auch außeralltägliche Rituale wie das Feiern von Geburtstagen oder von anderen (religiösen) Festen sind Teil der Herstellungsleistung von Familie. Diese vor der Pandemie eher unhinterfragte Regelhaftigkeit des Handelns ist durch das Corona-Virus in eine Krise geraten.

Krisen sind „eine zeitlich begrenzte nicht-normale, nicht-gewollte, nicht-intendierte und nicht-geplante Ausnahmesituation“ (Steg 2020, S. 428), in der routinemäßiges Handeln aus unterschiedlichen Gründen nicht möglich ist. Der Krise ist eine Eigendynamik des (zumindest teilweisen) Kontrollverlustes inhärent, durch die es für Akteur:innen unmöglich wird, Herausforderungen mit den für sie gewohnten Routinen zu bewältigen und die Auswirkungen der Krise zu antizipieren. Dadurch droht ein Funktionsverlust der von der Krise betroffenen Entität – in diesem Fall der Familie. Gleichzeitig haben Krisen ein transformatives Potenzial: Durch das Nicht-Funktionieren bewährter Handlungsmuster stellen Krisen bisherige „Routinen und Regeln, gewohnte Handlungsformen, Denkweisen, Strukturmuster und Ordnungssysteme“ (ebd., S. 431) infrage und eröffnen die Möglichkeit zur Reflexion und Veränderung. Sie sind der Punkt, an dem etwas Neues entstehen kann. Dabei ist es unerheblich, ob es sich bei dem Ergebnis um einen fundamentalen Wandel von oder eine Rückkehr zu ähnlichen oder bewährten Routinen handelt und für die Betroffenen positive oder negative Folgen hat (vgl. ebd., S. 430).

Nun ist die Erfahrung von Krisen zwar eine außeralltägliche, aber keine unbekannte Erfahrung für Familien. Oevermann (2004) weist aus der Perspektive der strukturalen Familientheorie darauf hin, dass die Familie durch ihre ödipale triadische Struktur und sich daraus ergebenden Dynamiken von binnenfamilialen Krisen gekennzeichnet ist. Von diesen Krisen sind diejenigen, die Familien infolge der Corona-Pandemie ereilten, zu differenzieren. Denn Corona betraf alle Familien zum gleichen Zeitpunkt und war von besonderer Qualität: Ein solches Lebensereignis (vgl. Brim/Ryff 1980) wie eine Pandemie, die im Unterschied zu anderen potenziell krisenhaften Lebensereignissen des institutionalisierten Lebensverlaufs (vgl. Kohli 1986), etwa der Geburt eines Kindes, schwieriger zu

antizipieren ist⁹ und selten auftritt, widerfährt vielen Menschen unabhängig von ihrem Alter und erfordert von allen Anpassungsleistungen im Übergang zu einer ‚neuen Normalität‘.¹⁰ Folgen hatte das Virus insbesondere für den familialen Alltag durch die ihn tragende Infrastruktur. Denn Familien verloren zeitweise einige Voraussetzungen für ihr Doing Family, wie etwa den Beitrag, den außerfamiliale Institutionen dafür leisten. Kita- und Schulschließungen auf der Seite der Kinder und die Unmöglichkeit der Ausführung der (nicht ‚systemrelevanten‘) Berufe in Präsenz und damit einhergehende Kurzarbeit oder die Umstellung auf Homeoffice auf der Seite der Eltern führten zu einer andauernden Ko-Präsenz der Familienmitglieder in einem Haushalt und zu Herausforderungen, zu deren Bewältigung alle aufgerufen waren. Zudem konnten Familienmitglieder ihren Hobbies, z. B. in Sportvereinen, nicht mehr nachgehen, der Lebensmitteleinkauf beschränkte sich zuweilen auf eine Person pro Haushalt und Freund:innen sowie Verwandte konnten nicht mehr ohne Weiteres besucht werden. Ein Alltag wie vor der Pandemie geriet in die Krise und war nicht mehr möglich.

Für Familien bedeutete die Krise die Notwendigkeit der *Neuorganisation ihres Alltags* und damit die *Etablierung neuer Routinen*. Auf Familien kamen, da sie nicht autonom gegenüber ihrer Umwelt sind, sondern zu ihr in einem figurativen Zusammenhang stehen (vgl. Elias 2014; Müller/Krinninger 2016) und Übersetzungsleistungen von institutionellen Erwartungen in die binnenfamiliale Praxis erbringen müssen (vgl. Krinninger 2020), neue Anforderungen an ihre Erziehungs- und Care-Leistungen zu, die zuvor von außerfamilialen Institutionen übernommen wurden (vgl. Holztrattner et al. 2023, S. 142). Somit verschärfte sich die Belastung während der Pandemie, nicht zuletzt deshalb, da spätmoderne Anforderungen an Beschleunigung, Flexibilität und Optimierung (vgl. Rosa 2005) weiterhin bestehen blieben. Der familiale Binnenraum wird viel mehr auf eine neue Weise responsabilisiert: Von der Infrastruktur und außerfamilialen Akteur:innen erbrachte Leistungen liegen nun im Verantwortungsbereich von Eltern und Kindern. Daher lässt sich von der Entwicklung von einer – zumindest partiell – ‚de-familialisierten‘ zu einer ‚re-familialisierten‘ Alltagsstruktur sprechen (vgl. Richter 2024, S. 206).

Zu den neuen Herausforderungen für Eltern und Kinder gehören u. a. die Organisation der Betreuung der Kinder aufgrund der Schließung von Betreuungs- und Bildungseinrichtungen (vgl. BMFSFJ 2020, S. 11) oder aufgrund des Wegfalls der Betreuung durch die Großeltern (vgl. Möhring et al. 2020, S. 2); das Kümmern um den Haushalt, dessen Notwendigkeit sich aufgrund der gestiegenen

9 Wenngleich die Wissenschaft seit Jahrzehnten vor Zoonosen, also der Übertragung von Viren von Tier auf Mensch, und daraus entstehenden Risiken für den Menschen warnt (www.gesundheitsforschung-bmbf.de/de/gefahrliche-eindringlinge-droht-nach-der-schweine-und-vogelgrippe-in-zukunft-eine-3200.php).

10 Jörn Ahrens (2022) setzt sich mit diesem Konzept kulturhistorisch und diskursanalytisch auseinander.

zeitlichen Ko-Präsenz der Familienmitglieder gesteigert hat (vgl. Speck 2020); die Organisation von Homeoffice und Arbeitszeiten; sowie die Unterstützung der Kinder bei der Durchführung des Distanzlernens.

Da diese alltäglichen Aufgaben zum Großteil von Müttern übernommen wurden, stellte die Soziologin Jutta Allmendinger (2020) am Anfang der Pandemie die These der Re-Traditionalisierung auf, die besagt, dass durch die Pandemie Mütter wieder auf den privaten familialen Care-Bereich, die Väter auf den öffentlichen Bereich der Erwerbstätigkeit verwiesen werden. Empirische Untersuchungen weisen jedoch darauf hin, dass sich die These einer Re-Traditionalisierung nicht bestätigen lässt, wenn darunter verstanden wird, dass es während der Pandemie eine Rückkehr von überwiegend egalitären Arrangements zu einer geschlechterdifferenzierenden, ungleichen Arbeitsteilung gab (vgl. Peukert et al. 2022, S. 42; Globisch et al. 2022, S. 11). Solche egalitären Strukturen bestanden vor der Pandemie nicht, sondern schon zu dieser Zeit brachten Mütter durchschnittlich mehr Zeit für Care auf als Väter. Holztrattner et al. (2023) zeigen mit ihrer Studie, dass es darauf ankommt, inwiefern nicht auch schon vor der Pandemie eine traditionelle Arbeitstrennung auf der Paarebene herrschte. In diesem Fall sind die mit der Pandemie eintretenden Veränderungen nicht von der gleichen transformativen Natur wie bei Familien, die vor der Pandemie Wert auf die egalitäre Arbeitsteilung gelegt haben. Diese Paare wurden während der Pandemie mit einem für Krisen typischen Prozess konfrontiert: der Reaktivierung tradierter und in der Vergangenheit bewährter „Muster geschlechtlich codierter Arbeitsteilung“ (Holztrattner et al. 2023, S. 154), in der die Mütter die Verantwortung für die familiäre Sorgearbeit zu übernehmen haben.

Hinsichtlich der Zeitverwendung für *Haushalt und innerfamiliäre Care-Leistungen* bleiben die Unterschiede zwischen Müttern und Vätern mit Kindern unter 16 Jahren zwar bestehen, denn auch vor der Pandemie leisteten Mütter mehr Haushalts- und Care-Arbeit als die Väter; während Corona erhöhte sich für beide die Familienarbeitszeit deutlich und näherte sich einander an (vgl. BMFSFJ 2020, S. 7), für die Mütter wurde diese aber „quasi zum Fulltime-Job“ (Bujard et al. 2020, S. 39). Der Grund für die Steigerung liegt u. a. darin, dass Eltern dazu aufgerufen waren, den Entfall externer Betreuungs- und Bildungseinrichtungen zu kompensieren, z. B. wurden „schulische Lern- und Arbeitsprozesse aufgrund von Kontaktbeschränkungen in die Organisation des Alltags von Familien integriert und [sollten, d. A.] dort zeitlich, räumlich und in Teilen auch materiell aufgefangen werden“ (Labede 2022, S. 258). Eltern wurden so zu Unterstützer:innen des *Distanzlernens*, indem sie Tätigkeiten wie Hausaufgabenbetreuung, Koordination von Lernzeiten und (Hilfe bei der) Korrespondenz mit der Schule übernommen und auch den familialen Alltag in Orientierung an schulische Tagesstrukturen gestaltet haben (vgl. Zartler et al. 2021, S. 3; Labede 2022) – auch wenn sich nur ein Fünftel der Eltern zugetraut hat, die eigenen Kinder ähnlich gut wie die Schule fördern zu können (vgl. BMFSFJ 2020, S. 8). Die für diese Betreuungsleistungen

in Bezug auf Schule aufgebrauchte tägliche Zeit betrug während der Pandemie teilweise drei Stunden, was im Vergleich zur vorpandemischen Zeit eine Versechsfachung bedeutet (vgl. Wildemann/Hosenfeld 2020). Erklären lässt sich diese Bereitschaft von Eltern, ihren Kindern gegenüber als ‚Ersatzlehrer:innen‘ aufzutreten und Funktionen der Schule zu übernehmen, mit der Wirkmacht von Leitbildern guter Elternschaft und Anrufungen an Eltern als „kompetente ‚Bildungscoaches““ (Lange/Thiessen 2018, S. 286; vgl. die Studie von Ahrens et al. 2022 sowie Richter 2024). Labede (2022) wiederum zeigt, dass manche Eltern angesichts der Anforderungen an das Distanzlernen zu den schulischen Erwartungen in eine amüsiert-humorvolle oder skeptische Distanz übergehen und so die „Autonomie des familialen Handlungsraums aufrecht“ (Labede 2022, S. 273) erhalten, indem sie sich nicht in Gänze an schulische Strukturen und Anforderungen anpassen. Sie „changieren zwischen einer selbstverständlichen Verantwortungsübernahme und einer notwendig erscheinenden Widerständigkeit gegenüber schulisch gestellten Anforderungen“ (ebd.).

Auch die Veränderungen hinsichtlich der *Lohnarbeit* beeinflussten den familialen Alltag. Die Umstellung auf Homeoffice etwa führte – wie beim Distanzlernen – zu einer Entgrenzung von Arbeit und Freizeit und stellte Anforderungen an die Selbstdisziplinierung, Strukturierung und an „psychische Abgrenzungsmöglichkeiten“ (Speck 2020, S. 136) zwischen beiden Sphären. Unterschiede zeigen sich auch hier in Bezug auf die Kategorie Geschlecht: Zu berücksichtigen ist hierbei, dass Mütter vor und während der Pandemie eher in Teilzeit angestellt sind als Väter und daher mehr zeitliche Ressourcen für die Familienarbeit haben. Doch auch in Bezug auf die Arbeitszeiten ist es zu einer Annäherung zwischen Männern und Frauen anstatt einer Verstärkung der Differenzen gekommen (vgl. in Bezug auf das erste Pandemiejahr Bujard et al. 2020, S. 38 f.; Globisch et al. 2022, S. 5). Andere Studien zeigen, dass sich die Unterschiede zwischen Müttern und Vätern, etwa hinsichtlich der Konflikte in Bezug auf die Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und Familie, die bereits vor der Pandemie bestanden, anglichen, aber bestehen blieben (vgl. Ahrens et al. 2022, S. 76 f.). Nichtsdestotrotz lässt sich resümieren, dass die Pandemie vor allem für die Mütter eine stärkere Belastung war als für die Väter: „Der Großteil der anfallenden Arbeit wie auch das Home-schooling wird von Frauen bewältigt. Sie stellen ihre eigene Erwerbsarbeit zurück, verschieben sie in die Abendstunden oder reduzieren sie“ (Speck 2020, S. 138).

Insgesamt lassen sich in empirischen Studien idealtypisch zwei auf einem Kontinuum angesiedelte, kontrastierende Gruppen von Eltern identifizieren: Solche, für die die Pandemie positive, und solche, für die sie negative Effekte hatte. Circa ein Viertel der Eltern empfand, dass ihr Leben durch die Pandemie stressiger geworden ist (vgl. BMFSFJ 2020). In einer Studie von Langmeyer et al. (2020) zur Zeit des ersten Lockdowns geben circa ein Viertel der Mütter und ein Fünftel der Väter an, dass es aufgrund der Mehrfachbelastung durch die Betreuung der Kinder, das Distanzlernen und ihre Arbeit vermehrt zu Konflikten kommt

und sie sich gestresst fühlen. Dies ändert sich auch nach dem ersten Lockdown nicht; manche Studien belegen sogar eine Verschärfung der Belastung und des Stresserlebens (auch hier vor allem bei den Müttern, vgl. Bayer Vital 2021). Mehr als einem Drittel der Eltern fehlen zudem die räumlichen Ressourcen, um dem alltäglichen Stress zu entgehen und zu entspannen; sie haben keinen ungestörten Rückzugsort im Haushalt (vgl. Andresen et al. 2020, S. 20). Dieses Krisenerleben von Eltern, ihr Umgang damit sowie der Stress entlädt sich besonders in großer Unzufriedenheit hinsichtlich politischer Unterstützung, wie aktuelle Forschungsergebnisse belegen (vgl. ebd.). Eltern empfinden, dass ihre familiären Belange von politischer Seite nicht ausreichend berücksichtigt werden, und es wird angenommen, dass politische Entscheidungsträger davon ausgehen, dass Familien die gesellschaftlichen Herausforderungen eigenständig bewältigen sollen.

Für manche Familien hatte die Pandemie hingegen positive Effekte und sie bedeutete eine entschleunigende Zeit. Sie hatten durch die gestiegene Ko-Präsenz im gemeinsamen Haushalt mehr Zeit füreinander und sind dadurch besser ‚zusammengewachsen‘ (BMFSFJ 2020, S. 11; Schad/Hense 2023, S. 51). Eltern schufen für ihre Kinder gemeinsame Erlebnisse wie etwa ‚Kuschelzeiten‘ und Aktivitäten wie Spaziergänge, um ihren Kindern in der unsicheren und angsteinflößenden Pandemiezeit „ein Gefühl des familiären Zusammenhalts zu vermitteln und die Familie als einen sicheren Ort zu konstruieren“ (Zartler et al. 2021, S. 3). Eine Ausnahme bilden Großeltern, mit denen der Kontakt, auch wenn diese im selben Haus lebten, auf ein Minimum beschränkt wurde, solange es noch keine Impfung gab (vgl. Schad/Hense 2023, S. 51). Eltern – insbesondere solche mit höherer Qualifikation, Beamt:innen, Angestellte oder Eltern in größeren Unternehmen – berichten über bessere Arbeitsbedingungen (vgl. BMFSFJ 2020, S. 6), z. B. die Möglichkeit für Homeoffice, was zu einer Stressreduktion im Alltag geführt hat (vgl. Engelke et al. 2022, S. 105). Eine Neuorganisation der Kinderbetreuung war zum Teil nicht erforderlich, da Arbeitgeber:innen auf die Problemlagen der Eltern eingingen, Kurzarbeit oder Homeoffice und damit die Betreuung eines Kindes ermöglichten oder ohnehin eine Person im Haushalt präsent war, die die Kinderbetreuung übernehmen konnte (vgl. BMFSFJ 2020, S. 5).

Eine zentrale Rolle für die positiven Effekte der Pandemie spielt das ökonomische Kapital von Familien. Circa ein Drittel der Eltern mit hoher Bildung und hohem Einkommen empfanden die Zeit des ersten Lockdowns als stressfreier, während dies nur für einen kleineren Teil der Eltern mit einfacher Bildung und geringem Einkommen zutrifft (vgl. BMFSFJ 2020, S. 8). Die Pandemie wurde für Eltern, die über die entsprechenden Ressourcen wie ökonomisches Kapital, Raum und Zeit verfügten, zum Anlass, ihre eigenen Arbeitszeitmodelle und den familialen Alltag zu hinterfragen sowie neue Modelle zu erproben (vgl. Andresen et al. 2020).

Die Corona-Pandemie stellte unterschiedliche Anforderungen an Familien, auf die diese jedoch ressourcenabhängig unterschiedlich reagieren konnten. Nicht jede Familie wird gleichermaßen von dem Virus sowie den damit einhergehenden Veränderungen beeinträchtigt. Gerade Familien in prekären Lebenslagen betraf die Krise in einer spezifischen Weise.

4. Familien in prekären Lebenslagen

In sozialwissenschaftlichen Studien zur Corona-Pandemie markieren *sozial ungleiche Auswirkungen und differente Lebenslagen* einen zentralen Bezugspunkt, der bei so unterschiedlichen Themen wie dem Zusammenhang von Infektionsrisiko und sozio-ökonomischem Status, bei der Untersuchung von Erwerbsrisiken in (Niedriglohn-)Branchen (z. B. dem Gastgewerbe) und schließlich auch bei der Frage variabler Reaktionsweisen von Familien und deren soziale Voraussetzungen relevant wird. Zeitdiagnosen greifen diese Ungleichverteilungen etwa unter den Schlagworten einer „polarisierenden Pandemie“ (Butterwegge 2022) im Hinblick auf Kinderarmut oder einer „Wiederkehr der Klassengesellschaft“ (Holst et al. 2021a; 2021b) in der Erwerbssphäre auf. Diese Tendenzen haben sozialstaatliche Interventionen nach sich gezogen, die einen Ausgleich für die finanziellen Belastungen für Familien und damit einhergehende berufliche Unsicherheiten vorsahen. In Deutschland umfasste dies u. a. Einmalzahlungen wie den pauschal an alle Eltern ausgezahlten Kinderbonus, Lohnersatzleistungen in Gestalt des erhöhten und verlängerten Kurzarbeitergeldes während der Pandemie, sowie Verbesserungen in der Mindestsicherung, wie den erleichterten Zugang zur Grundsicherung durch Einschränkung der Vermögensprüfung, Bonuszahlungen für Arbeitslosengeld II-Beziehende und Zuschüsse für die Anschaffung digitaler Endgeräte für Kinder aus hilfsbedürftigen Familien.¹¹

Vor diesem Hintergrund besteht der Beitrag der sozialwissenschaftlichen Familienforschung zum einen darin, aufzuzeigen, wie sich pandemische Belastungen und gesellschaftliche Disparitäten in der Sphäre von Familienbeziehungen verdichten und kumulieren. Zum anderen begreift sie Familie und soziale Nahbeziehungen als Ressourcen zur Bewältigung dieser Belastungen und weist auf ungleiche Voraussetzungen (z. B. je nach Familienform oder Umfang des Verwandtschaftsnetzwerkes) hin.

Bestimmte Familienformen und Familien in prekären Lebenslagen waren besonders von den Einschnitten im Zuge der Pandemie betroffen, weil sie über weniger Ressourcen verfügten, um mit Infektionen der Familienmitglieder, einer veränderten Erwerbsarbeitsorganisation (Homeoffice in bestimmten Branchen),

11 Zu Armutsrisiken während der Pandemie, u. a. von Frauen, und wie diese durch den wohl-
fahrtsstaatlichen Kontext in Deutschland vermittelt wurden, vgl. Fechter (2022).

Kita- und Schul-Lockdowns sowie Preissteigerungen bei den Kosten für Ernährung umgehen zu können; und weil viele öffentliche Angebote für Familien in Notlagen oder mit besonderen Unterstützungsbedarfen zeitweilig wegfielen. Dies beziffern nationale und internationale Studien, die anhand der Untersuchung zu elterlichem und kindlichem Wohlbefinden sowie zu Stressempfinden während der Pandemie vor allem erhöhte Belastungen bei Alleinerziehenden und Familien mit geringem Einkommen nachweisen (vgl. zusammenfassend Zartler et al. 2022b, S. 10; sowie Li et al. 2022; Low/Mounts 2022). Doch auch Faktoren wie Erwerbsposition, berufliche Unsicherheit, branchenspezifische Belastungen¹² und Arbeitsplatzflexibilität der Eltern erwiesen sich als relevant. Langmeyer et al. (2022) verdeutlichen beispielsweise, *wie das familiäre Coping von den Ressourcen-ausstattungen geprägt* wurde. Dabei ließ sich zeigen, dass Erwerbssituation und -konstellation der Eltern mit familienstrukturellen Benachteiligungen, u. a. der Alleinerziehendenstatus und die Wohnsituation, zusammenwirkten.¹³ Ähnlich zeigt Radey (2021) in einer qualitativen Studie zu alleinerziehenden Müttern mit niedrigem Einkommen in den USA, dass ökonomische Zwänge ihre Entscheidungsmöglichkeiten bezüglich der Kinderbetreuung während der Pandemie stark beeinflussten und ihnen nur begrenzte Handlungsoptionen zur Verfügung standen. Dass innerfamiliärer Stress und Belastungen mit ökonomischen Engpässen zusammenhängen, lässt sich auch für sozial abweichendes Verhalten wie insbesondere Kindeswohlgefährdung verfolgen, deren vermeintlicher Anstieg in Zeiten von Lockdowns lange Zeit Gegenstand der öffentlichen Debatte war. Z. B. präsentieren Lawson et al. (2020) auf Basis einer Fragebogenstudie empirische Befunde dazu, dass der Verlust des Arbeitsplatzes der Eltern ein zentraler Risikofaktor für Kindeswohlgefährdungen neben anderen sei.¹⁴

12 Scheele et al. (2023) zeigen beispielsweise die besonderen Belastungen von Eltern, die im Care-Sektor als Pfleger:innen oder Ärzt:innen tätig sind.

13 Vgl. auch Zartler et al. (2022a): In ihrer Mixed-Methods-Studie zur Abfederung der Pandemie im Eltern-Kind-Verhältnis finden sie unterschiedliche Coping-Strategien (structure, cohesion, information, independence).

14 So ging es bei der Studie um die Untersuchung spezifischer Faktoren, die mit Kindesmisshandlung während der Corona-Pandemie verbunden sind, insbesondere den Verlust der elterlichen Erwerbstätigkeit. In einer Gruppe von 342 Eltern (davon 62 Prozent Mütter) von Kindern im Alter von vier bis zehn Jahren, die in den Vereinigten Staaten leben, haben die Teilnehmer:innen Online-Fragebögen zu ihren Erfahrungen mit Covid-19, ihrer Herangehensweise an Konflikte mit ihren Kindern (Parent-Child Conflict Tactics Scale) und ihrer persönlichen Bewertung von familiären Krisen (Family Crisis Oriented Personal Evaluation Scales) ausgefüllt. Ein Befund der Studie ist, dass Eltern, die ihren Job verloren, eine höhere Neigung zur psychologischen Misshandlung zeigten. Depressive Symptome der Eltern und frühere Fälle psychologischer Misshandlung der Kinder spielten ebenfalls eine bedeutende Rolle. Bei physischem Missbrauch zeigte sich eine relevante Wechselwirkung zwischen Jobverlust und kognitiver Neuausrichtung. Eltern, die ihren Job verloren, zeigten eine geringere Wahrscheinlichkeit für physischen Missbrauch, wenn sie zu einer kognitiven Neuausrichtung in der Lage waren. Die Erklärungskraft der Studie ist zwar (u. a.

Erweitert um eine *intersektionale Perspektive* kann auf die Situation von Familien mit Migrationsgeschichte und Fluchterfahrungen während der Pandemie hingewiesen werden, die überdurchschnittlich häufig in prekären Arbeitsverhältnissen arbeiten und im Kontext von Arbeitsmigration und aufgrund eines prekären Aufenthaltsstatus in Deutschland häufiger mit problematischen Wohn- und Lebensbedingungen konfrontiert sind. Nationale Studien im Bereich der Care-Forschung haben die damit verbundenen Ungleichheiten während der Pandemie empirisch unter die Lupe genommen (vgl. Beier et al. 2023; Huke 2023).

Explorative Studien beleuchten zudem das Familienleben in besonderen Notlagen, u. a. Familien mit psychisch kranken (vgl. Reis et al. 2021; von der Lippe et al. 2020) oder pflegebedürftigen Familienangehörigen (Peters et al. 2023) sowie Familien, in denen Familienhilfen installiert wurden (vgl. Witte/Kindler 2022). Die Studien zeigen, dass z. B. mit der Anforderung der häuslichen Organisation des Distanzlernens oder der Kontaktbeschränkung multiple Probleme und Belastungsfaktoren kumulierten.

Zugleich liegen Befunde zu der Frage vor, inwieweit *Familienbeziehungen und verwandtschaftliche Unterstützungsnetzwerke* Pandemierisiken in verschiedenen sozialen Lagen abfedern. Es waren insbesondere enge familiäre Bindungen („strong ties“), die etwa emotionalen Halt, funktionale Unterstützung z. B. durch Kinderbetreuungsleistungen der Großeltern oder ökonomischen Ausgleich gewährten und sich daher als elementar für das Coping mit den Pandemierisiken erwiesen. Während aber gerade in Mittelschichtfamilien enge Familienbeziehungen intensiviert wurden (vgl. Schad/Hense 2023, S. 47), ließen sich für Familien in prekären Lebenslagen gegenteilige Effekte beobachten. Familien mit schwachen sozialen Netzwerken und geringeren ökonomischen Ressourcen waren – wie Knabe et al. (2023) in einer Netzwerkanalyse nachweisen – besonders anfällig für die Kontaktbeschränkungen und Erwerbsrisiken infolge der Pandemie. Umgekehrt waren die Familien nur begrenzt und unter erheblichen Anstrengungen in der Lage, ökonomische Restriktionen in ihren Netzwerken zu kompensieren (vgl. auch Knabe et al. 2021).

In der internationalen Forschung zur Corona-Pandemie werden Dynamiken innerfamiliärer Abfederung zunehmend unter dem Konzept der *Resilienz* diskutiert und darunter vor allem innerfamiliäre Faktoren wie Kommunikationskultur, Vertrauen und familiäre Solidarität unterschieden (vgl. Gayatri/Irawaty 2022). Auch diese Forschungsdebatte geht allerdings vermehrt dahin, neben familiären Ressourcen wohlfahrtsstaatliche und sozialstrukturelle Voraussetzungen

aufgrund ihres geringen Stichprobenumfangs) begrenzt, verdeutlicht aber die Relevanz des Einbezugs sozialstruktureller Faktoren – in ihrer Wechselwirkung mit familieninternen Dynamiken – bei empirischen Untersuchungen zu abweichendem Verhalten in Familien.

familiärer Resilienzfähigkeit zu beleuchten und damit das Verständnis von entsprechenden Coping-Mechanismen empirisch zu differenzieren (vgl. Dagdeviren et al. 2020; Bartova et al. 2023).

Es lässt sich bilanzieren, dass die Pandemie *vielfach bekannte Ungleichheiten im Familienleben verstärkt* hat. Dabei wirken verschiedene soziale und intersektionale Ungleichheitsdimensionen, wie Einkommenssituation, Familienkonstellation und Migrationsstatus, zusammen. Sozialstrukturelle Ungleichheiten stehen zudem in engem Zusammenhang mit innerfamiliären Disparitäten – vorrangig zu nennen sind hier Machtungleichheiten zwischen den Geschlechtern (siehe Kap. 3), aber auch die Beziehung zu älteren Familienangehörigen außerhalb des Kernfamilienhaushalts im Zuge der Kontaktreduktionen (vgl. u. a. Schad/Hense 2023). Die Pandemie hat den komplementären Beitrag und die Erklärungskraft qualitativer Zugänge zum Verständnis dieser Ungleichheiten ans Licht gebracht. Qualitative Studien verfolgen die Übersetzung ungleicher Voraussetzungen und Belastungsfaktoren im Innenleben der Familie weiter und arbeiten so *Bewältigungsstrategien im Kontext prekärer Lebenslagen* heraus. Die hier versammelten Beiträge schließen daran auf unterschiedliche Art und Weise an, indem sie objektive Differenzkategorien (arm/nicht-arm, alt/jung, Behinderung, Geschlecht usw.) unter der Lupe der familialen Beziehungsgestaltung betrachten, Risiken aus der Perspektive lebensweltlicher Sinnzusammenhänge bzw. der Deutungen der Familien in den Blick nehmen sowie Interaktionsdynamiken und Aushandlungen erschließen. Dies wirkt schließlich einer Separierung von Diskursen in der öffentlichen Debatte entgegen (vgl. Andresen et al. 2020, S. 11 ff.), die sich vorschnell auf die Vereinbarkeitsprobleme der Mittelklassen konzentrierte und prekäre Konstellationen lediglich als negatives ‚Andere‘ bzw. ‚gefährdete‘ Familien thematisierte, ohne die Lebenswelten und Beziehungsprobleme empirisch in den Blick zu nehmen.

5. Blick nach vorne: Was bleibt von der ‚Familie in pandemischen Zeiten‘?

Vorhersagen über sozialen Wandel sind allgemein schwierig und werden in den Sozialwissenschaften öfter auf der Grundlage bereits beobachteter Entwicklungen begründet (vgl. Nave-Herz 2022, S. 161 f.). Angenommen wird dabei, dass bestimmte Tendenzen, die sich bereits in der Vergangenheit abgezeichnet und bis in die Gegenwart fortgesetzt haben, sich wahrscheinlich auch in Zukunft fortsetzen werden. Solche Prognosen basieren jedoch auf der Prämisse, dass sich die grundlegenden Bedingungen des Wandels nicht oder nur geringfügig ändern werden (vgl. ebd.). Aus post-pandemischer Perspektive ist dieses Vorgehen nun nicht ohne weiteres möglich. Die Corona-Pandemie stellte einen historischen Einschnitt dar, der vermeintlich linear verlaufende Wandlungsprozesse in nahezu

allen Bereichen unterbrach. Um fundierte Überlegungen anstelle von reinen Spekulationen zu gewährleisten, ist es aber dennoch sinnvoll, sich zunächst mit den zentralen Dynamiken und Tendenzen zu befassen, die in der Familienforschung bis zum Ausbruch der Pandemie identifiziert wurden. Daran anschließend kann reflektiert werden, inwiefern diese durch die pandemischen Umstände unterbrochen, beeinflusst, verändert wurden. Und auf dieser Grundlage lässt sich dann darüber nachdenken, von welchen weiteren Entwicklungen die post-pandemische Zeit möglicherweise noch geprägt sein wird. Langfristige Veränderungen in der post-pandemischen Gesellschaft zeichnen sich erst ab und erfordern deshalb kontinuierliche Beobachtungen. Doch was kann zum aktuellen Zeitpunkt hinsichtlich der (möglicherweise langfristigen) Veränderungen in Familien durch Corona bereits festgehalten werden?

Ein prominentes Feld der Familienforschung bildet die *Pluralisierung der Familienformen*, deren fortschreitende Entwicklung bereits lange vor Corona dokumentiert wurde (vgl. Peukert 2019; Schwab/Laszlo 2011; Wagner/Valdés Cifuentes 2014). Die Corona-Pandemie führte uns vor allem vor Augen, wie intensiv staatliche und politische Handlungen in das familiäre Gefüge eingreifen (können). Dies zeigte sich insbesondere an der Definition von Familie, die den pandemiepolitischen Maßnahmen zugrunde gelegt wurde. Diese beschränkte sich primär auf Haushaltsgemeinschaften und implizierte somit ein eher enges Verständnis von Familie. Alternative Familienformen, die beispielsweise auf mehrere Haushalte aufgeteilt sind (Patchwork, Co-Parents etc.), wurden wenig bedacht und mussten hier das Dilemma zwischen Regelkonformität oder Doing Family für sich aushandeln. Die Pandemie hat folglich die Notwendigkeit einer flexibleren, inklusiveren politischen Definition von Familie hervorgehoben und gezeigt, dass staatliche Maßnahmen und Hilfen alle Formen familiären Zusammenlebens berücksichtigen müssen, um sozial gerecht und effektiv zu sein. In Anbetracht der geringen medialen Auseinandersetzung mit diesem Thema lässt sich vermuten, dass das Ideal der in einem Haushalt lebenden Kernfamilie, das aktuell politisch favorisiert und getragen wird (z. B. durch eine begünstigende Gesetzgebung für heterosexuelle Ehepaare mit Kindern, dazu Beier et al. 2023; Laufenberg/Schultz 2021), auch in Zukunft keinen tiefgreifenden Wandel erfährt und die rechtliche Gleichstellung und damit zusammenhängend die gesellschaftliche Anerkennung alternativer Familienkonzepte wohl noch einen langen Weg vor sich haben.

Die *Vereinbarkeit von Beruf und Familie* sowie die damit verbundene Flexibilisierung und *Veränderung familiärer Geschlechterverhältnisse* stellen ein weiteres zentrales Forschungsfeld aktueller Familienforschung dar (vgl. Bernhardt 2017; Helfferich 2020; Keller/Kahle 2018; Koppetsch/Speck 2015). Während der Corona-Pandemie drehte sich die Diskussion recht früh um die These einer Rückkehr zu traditionellen familiären Geschlechterrollen, die mit der mehrheitlich von Müttern übernommenen zusätzlichen Sorgearbeit begründet wurde. Diese

Annahme ließ sich allerdings nicht einheitlich bestätigen. Vielmehr beobachteten Forscher:innen ein Spektrum an Entwicklungen: Re-Traditionalisierung, Re-Familialisierung, Modernisierung sowie vor allem die unveränderte Fortführung der schon bestehenden Geschlechterarrangements (vgl. Hank/Steinbach 2021; Peukert et al. 2022). Dass letztere vor der Pandemie mehrheitlich traditionell waren, wurde durch die Pandemie lediglich sichtbarer und allenfalls verstärkt (vgl. ebd.). Es wird zukünftig von Interesse sein, die Rahmenbedingungen zu erforschen, unter denen sich jeweils Re-Traditionalisierung bzw. Modernisierung manifestieren, und die Faktoren zu identifizieren, die diese beeinflussen. Die Prognosen zur Entwicklung von Geschlechterrollen sowie Geschlechterungleichheit sind ambivalent. Aufgrund der nachweislichen Mehrfachbelastung und Benachteiligung von Frauen in Beruf und Privatleben während der Pandemie wird einerseits eine Verschärfung der Geschlechterungleichheiten vermutet (vgl. Allmendinger 2020; Speck 2020; Beier et al. 2023). Andererseits wird aber auch das Potenzial für eine Modernisierung der Vaterrolle gesehen. Auch wenn Frauen insgesamt einen größeren Anteil an Sorgearbeit während der Pandemie leisteten, wurde zumindest im ersten Lockdown bei Vätern eine erhöhte Beteiligung an der Versorgung der Kinder und damit in Zusammenhang eine gesteigerte Familienzufriedenheit festgestellt (vgl. Bujard 2020; Kreyenfeld/Zinn 2021). Dieser Effekt reduzierte sich zwar im Verlauf der Pandemie (vgl. Globisch et al. 2022), lässt sich aber dennoch als ein Moment der Modernisierung interpretieren, der nachhaltige Auswirkungen auf das familiäre Handeln haben kann. Peukert et al. (2022, S. 45 f.) gehen optimistisch von einer Koexistenz beider Entwicklungen aus: „ein Modernisierungsstreben im Großen, trotz einiger Verharrungskräfte im Kleinen“.

Zweifelsohne hat die Pandemie dazu geführt, dass das *Zusammenspiel zwischen Erwerbsarbeit und Familie neu kalibriert* werden musste. Die Umstände zwangen viele dazu, aus dem Homeoffice zu arbeiten und Arbeitszeiten flexibel zu gestalten, um Betreuungspflichten für Kinder zu erfüllen. Es ist, u. a. aufgrund der Möglichkeiten der Einsparung der Kosten für die Bereitstellung und Instandhaltung von Büroräumen, anzunehmen, dass flexible Arbeitsmodelle und Heimarbeit auch nachhaltig an Bedeutung gewinnen werden. Diese Entwicklung birgt das Potenzial für Eltern, Beruf und Familie besser in Einklang zu bringen, andererseits aber auch die Gefahr einer Entgrenzung von Erwerbsarbeit, Familie und Freizeit, was dazu führen kann, dass die bereits begrenzte und wertvolle Ressource Zeit innerhalb der Familie (vgl. Hochschild 2002) noch spärlicher wird. In Zusammenhang damit werden in der Familienforschung schon länger Ökonomisierungstendenzen des Familienalltags diskutiert (vgl. Funcke/Krüger 2023). Die Familie wandle sich zunehmend zu einem Ort der Organisation, was in Kontrast zu sozialisatorischen Interaktionen stehe, die von Unmittelbarkeit und Spontaneität geprägt sind (vgl. Behrend 2020). Auch während der Pandemie konnte die Verstärkung dieser Tendenz beobachtet werden (vgl. Corsten/

Lokk/Maleyka 2023). Jedoch gibt es auch Forschungsergebnisse, die während der Pandemie eine gewisse Entschleunigung des Familienalltags belegen, die als positiv bewertet wird und letztlich zu einer engeren familiären Bindung führt (vgl. BMFSFJ 2020, S. 6; Engelke et al. 2022, S. 105). Die Gleichzeitigkeit positiver wie negativer Folgewirkungen der Corona-Pandemie auf das familiäre Handeln und den familialen Alltag manifestiert sich in einer Ambivalenz auf Seiten der Akteur:innen, die wiederum verunsichernd oder ermächtigend wirken kann, oder aber beides. Betrachten wir die pandemische Zeit als „die Gelegenheit der Freiräume“ (Rosa/Zipf 2020, S. 16), also eine Phase, in der wir uns Aktivitäten widmen konnten, für die sonst die Zeit fehlte, könnte das gemeinsame Erleben und das Etablieren neuer familiärer Routinen und Aktivitäten in dieser Krisenzeit zu einer nachhaltigen Veränderung des Alltags motiviert haben. Ungeachtet dessen, dass die Pandemie sicher Belastungen und Herausforderungen (finanzielle Schwierigkeiten, Zukunftsunsicherheit sowie den Mehraufwand durch Betreuung und Distanzlernen) für Familien mit sich gebracht hat, könnte diese Ausnahmesituation auf lange Sicht auch dazu beitragen, dass Familien ihr Zusammenleben neu ausrichten.

Durch die Einführung des *Distanzlernens* für Kinder könnten sich ebenfalls nachhaltige Veränderungen für den „Bildungsort Familie“ (Büchner/Brake 2006) auf zumindest zwei Ebenen ergeben. Auf der *innenfamilialen Ebene* wäre denkbar, dass sich die Bildungsaspirationen der Kinder und Bildungserwartungen der Eltern verändern. Durch die Notwendigkeit, den schulischen Alltag von zuhause zu bestreiten, erlangten Eltern mehr Einsicht in die schulischen Strukturen und Abläufe sowie die Erwartungen an den „Schülerjob“ (Breidenstein 2006) – nicht allein deshalb, da sich die Zeit vervielfacht hatte, in der Eltern ihren Kindern bei Schulaufgaben halfen (vgl. Wildemann/Hosenfeld 2020). Die Folgen könnten unterschiedlich ausfallen: Eltern könnten die Erwartungen der Schule als zu überzogen bewerten und in Zukunft darauf achten, das Leben ihrer Kinder zu entschleunigen. Sie könnten aber auch registrieren, dass die Schule ihren eigenen Erwartungen nicht gerecht wird und daraus den Schluss ziehen, ihre Kinder (auf neue, andere Weise) zu fördern. Angesichts des umgreifenden Lehrer:innenmangels ist denkbar, dass sich dieser Eindruck und damit zusammenhängend eine kompensatorische Handlungsstrategie unter Eltern verbreitet und zukünftig sogar noch verstärkt. Auf der Ebene der *Kooperation von Eltern und Schule* könnten sich die Kommunikationsstrukturen zwischen beiden Sphären infolge der Digitalisierung verändern, z. B. durch die Möglichkeit von Elternabenden oder Elternsprechtagen per Videotelefonie. Die *Digitalisierung* wirkt sich jedoch mutmaßlich nicht nur auf die Kooperation von Schule und Familie aus, sondern sie verändert den Familienalltag im Hinblick auf sozialisatorische und intergenerationale Interaktionen seit einiger Zeit (vgl. Schlör 2019; Schlör/Kluge 2014) und ist durch die Corona-Pandemie maßgeblich vorangeschritten. Digitale Medien stellten während der Pandemie die „primäre

Vergesellschaftungsressource“ dar, die der „Sicherung und Stabilisierung“ sozialer Strukturen und Interaktionen dienten (beide Zitate: Ahrens 2022, S. 24). Viele Familien haben während der Pandemie verstärkt digitale Technologien genutzt, sei es für die Arbeit, die Schule oder private soziale Interaktionen. Dies hat nicht nur die Art und Weise verändert, wie Familien miteinander und mit anderen kommunizieren, sondern auch neue Herausforderungen in Bezug auf die digitale Teilhabe und -kompetenz geschaffen (vgl. Bröckling 2020; Lampert/Thiel 2021).

Dieser Sammelband analysiert nicht allein die Implikationen der Coronapandemie für Familien, sondern bietet sich auch als ein *historisches Zeugnis eines Realexperiments für das familiäre Coping inmitten gesamtgesellschaftlicher Krisenzeiten* dar. Während der Pandemie zeige sich eindrücklich die Reaktivierung der Eigenleistungen von Familien im Kontext ausbleibender, verzögerter oder unzureichender staatlicher Unterstützung. Angesichts dieser enormen Belastungen offenbarten sich aber auch viele strukturelle und ressourcenbezogene Ungleichheiten. In Anbetracht der aktuellen Konstellation politischer, wirtschaftlicher und ökologischer Unsicherheiten, die auch als eine multiple Krisenlage gedeutet werden können, wird sowohl die Vulnerabilität (vgl. Gauthier/Česnuitė 2023, S. 210) als auch die Resilienz von Familien besonders evident. Die „existenzielle Angewiesenheit der:des Einzelnen auf Versorgungsbeziehungen zu anderen“ (Poppinga et al. 2022, S. 78) wurde in Zeiten von Corona offensichtlich, was der Relevanz von Familie als in dieser Hinsicht zentraler Instanz Bedeutung verleiht. Die pandemieinduzierten Trends und Veränderungen, die hier dargestellt wurden, deuten darauf hin, dass Familien weiterhin Anpassungen vornehmen und neue Formen des Zusammenlebens und der Familienorganisation entwickeln werden, um den sich wandelnden gesellschaftlichen Anforderungen und individuellen Bedürfnissen gerecht zu werden – aber unterschiedlich.

Was die *Forschungspraxis* selbst angeht, wird in der Sozialforschung die Diskussion über die unter dem Zwang der Pandemie angestoßene Neu- und Weiterentwicklung verschiedener Datenerhebungs- und Auswertungsmethoden sicherlich fortgeführt werden. Die Vorteile digitaler Forschungsdesigns wie Zeit- und Kostenreduktion (vgl. Self 2021) dürften sich zunehmend auf die Planung von Projekten und Personalressourcen auswirken (vgl. Reichertz 2021, S. 315). Gleichzeitig müssen diese gegenüber Herausforderungen wie der Gewährleistung von Datenschutz und professioneller Distanz (vgl. Varma et al. 2021) sowie wie der Einschränkung non-verbaler Kommunikation, aufgewogen werden. Die Offenlegung bzw. Verschärfung von Ungleichheiten während der Pandemie lenkt die Aufmerksamkeit darauf, dass Forschende ihre Rolle im Forschungsprozess sowie die Selektivität ihrer Zugangsweisen (z. B. hinsichtlich der Sample-Zusammensetzung) kritisch hinterfragen (vgl. Braun et al. 2020). Darüber hinaus ergeben sich diesbezüglich neue ethische Fragen. Insbesondere „die starke Fokussierung auf pandemie-relevante Erkenntnisse und die Verlagerung ins Digitale“ (Müller-Seeger 2023, S. 2) könnten dazu führen, dass bestimmte marginalisierte Gruppen